

Die verlorene Krone.

Roman aus dem Jahre 1866 von Henriette v. Meerheimb.

I. Kapitel.

„Sie übernehmen einen schwierigen Posten, mein lieber Herr v. Rammingen, einen sehr schwierigen und verantwortungsvollen.“ „Dessen bin ich mir wohl bewußt, Excellenz.“

Excellenz v. Heubner lehnte sich in seinem Sessel zurück. Er sah an der schlanken, straff aufgerichteten Gestalt des jungen Offiziers, der in dienstlicher und doch freier Haltung vor ihm stand, empor. Sein bisher überläufiger Ausdruck wurde unwillkürlich etwas freundlicher, als er fortfuhr: „Ich sage es gerade heraus, meine Herren hielten die Krone mit Seiner Majestät nicht mehr aus. Ich selbst bin um eine jüngere Kraft, die mich unterstützt. Als bester Reiter in unserer Armee fiel die Wahl des Königs auf Sie.“

Rammingen verbeugte sich leicht. „Ich weiß die Auszeichnung zu schätzen und werde alles thun, um das in mich gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.“ „Darum zweifle ich keinen Augenblick. Außerdem bleibe ich ja im Amt,“ fiel der Oberstallmeister häufig ein. „Seine Majestät ist übrigens selbst ein vorzüglicher Reiter,“ warf Rammingen hin und nahm nach einer aufstrebenden Handbewegung Heubners auf dem Stuhl gegenüber Platz. „Darin liegt ja gerade die Hauptschwierigkeit!“ belehrte der Oberstallmeister. „Sie müssen das Pferd Seiner Majestät am Zügel führen. Trotzdem darf der König niemals merken, daß Sie Einfluss auf das Tempo gewinnen wollen. Er allein will alles bestimmen — Sie sollen nur das fehlende Augenlicht ersetzen, die Richtung innehalten — weiter nichts. In einem geradezu rasenden Jagdgalopp — Seine Majestät kann das schlechte Gelände ja nicht sehen — geht's oft rücksichtslos vorwärts. Ich habe Angst geschwitzt bei den letztenritten. Wenn etwas passiert — wen trifft die Schuld? Den Mitreitenden natürlich, obgleich er nie warnen oder auf halber Wege aufmerksam machen darf.“

„Die Pferde des Königs sind doch jedenfalls tadellos eingeritten und daher —“

„Kann immer noch bei solchem maßhaltigen Drauflosreiten eines fürzen,“ versicherte Heubner ärgerlich. Der junge Offizier antwortete nicht. Seine abwartende Haltung zeigte dem Oberstallmeister augenscheinlich, seine Zurückhaltung immermehr aufgebend, versicherte er: „Schwierig sind die Verhältnisse hier nach jeder Richtung hin. Ein Hof ist immer ein glattes Pflaster, und ein König wird stets viel in die Ohren geblasen. Nun gar bei uns, wo das Unglück unsern allergrößten Herrn so abhängig gemacht hat! Dazu seine reizbare Empfindlichkeit, die beständig eine zu große Bevormundung fürchtete! Das öffnet natürlich den Intriguen Thür und Thor. — Nun, ich will Sie gegen Niemand einnehmen, mein Lieber. Sie werden nur allzu bald merken, wie gern jeder Sie hier von Ihrem Platz verdrängen möchte, um sich selbst oder einen Verwandten hineinzusetzen! Man spricht so viel von Neid und Mißgunst in anderen Berufen, aber an einem Hofe ist's am allerstärksten in dieser Beziehung, das können Sie mir glauben.“

„Excellenz waren schon lange hier in Hannover in dieser Stellung?“

„Bin es noch, mein lieber Rammingen — vergessen Sie das nicht! Oder möchten auch Sie bereits mich aus dem Sattel heben? Nur nicht so eilig! Meine „guten Freunde“ versicherten mir zwar mit tiefem Bedauern, Ihre Kommandierung sei wahrscheinlich der Vorläufer meines Abschiedes, aber ich glaub's nicht. Für unantbar halte ich meinen König nicht, dem ich jetzt zwanzig Jahre treu diene.“

Herr v. Rammingen schwebte der Einladung auf der Junge, daß, wenn der Posten hier so schwierig und die Hofverhältnisse so peinlicher Art seien nach so langen Dienstjahren die Ruhe doch nur annehmbar sein könnte, aber er unterdrückte diese Bemerkung klugerweise, um die Erbitterung seines Vorgesetzten nicht zu steigern. „Mir wurde auch gesagt, daß ich Seiner Königlichen Hoheit dem Kronprinzen Ernst und den Prinzessinnen Reitsstunden geben sollte?“ fragte er statt dessen.

„Jawohl. Der Kronprinz hat wenig Anlagen und Lust zum Reiten, aber Prinzess Frederike und Prinzess Marie sind geborene Reiterinnen, kühn und muthig wie der König, besonders Prinzess Frederike. Jetzt ist auch noch die Erzherzogin Mathilda aus Wien mit ihrer Freundin, der Gräfin Waldstein hier. Jeden Morgen werden lange Ritte durch den Park in die Gärten oder gar bis in das Lammholz hinein gemacht. — Da können Sie übrigens Ihre hohen Schülerinnen gleich sehen!“

Er deutete nach dem Fenster. Rammingen sprang auf und trat

an das große Fenster. Die Zimmer, die der Oberstallmeister im Schlosse bewohnte, gingen auf den Park hinaus. Die Zweige der Bäume waren noch kahl. Wie seine braungraue Federn hob sich das Gewirr der dünnen Äste vor dem lichtblauen Himmel ab. Es war einer von jenen milden Märztagen, die auf den Frühling hoffen lassen, lange ehe er wirklich seinen Eingang hält. In den versteckten Winkeln des Gartens blühten die ersten goldgelben und bläulichen Aroten.

In der breiten, schnurgeraden Buchenallee gingen vier schlanke, hellgelbe Mädchen. Die weißen Reifröcke liehen die schmalen Taillen noch zierlicher erscheinen die kleinen Füße in den hohen Händschuhen glitten leicht über den glattegeputzten Kiesboden. Voran, den Arm um die Schulter der Begleiterin gelegt, ging die größte der Damen mit einem schön geschnittenen Gesicht und großen dunklen Augen. Sie sah eine Sekunde zu dem Fenster, hinter dem die Herren standen, hinaus.

Rammingen trat mit einer Verbeugung zurück. Der Oberstallmeister neigte ehrerbietig den weißen Kopf.

„Das ist die älteste Tochter des Königs?“ fragte Rammingen. Er blieb hochaufatmend etwas hinter der Gardine verborgen, stehen und sah jetzt der wieder ruhig voranschreitenden schönen Gestalt nach.

„Ja, das ist Prinzess Frederike, die älteste Tochter, der Lieblich des Königs,“ bestätigte der Oberstallmeister. „Prinzess Marie gleich mehr der Königin, ihrer Mutter, sie ist eigentlich die Schöne.“

Rammingen achtete nicht auf des letzteren Worte.

„Jeder soll eine Königin!“ sagte er halblaut. „Welch ein Gong, wie auf Sprungfedern — welche Haltung!“

„Ja, ja — und sie hätte auch schon eine gute Partie machen können. Ein preussischer Prinz interessirte sich lebhaft für sie. König Wilhelm von Preußen begünstigte auch die Heirat, aber —“

„Woran scheiterte es denn?“ fragte Rammingen lebhaft. „Woran bei uns alles scheitert!“ antwortete Heubner mißmuthig. „Tausend Bedenken, Hindernisse, Erwägungen, — ob es nicht doch noch eine bessere Partie für die Prinzess geben könnte, blies man dem König in die Ohren. Er solle weder ja noch nein sagen, abwarten, hinhalten — nichts versprechen. Dazu bekam Ihre Majestät die Königin Marie sentimentale Anwandlungen. Ihre Tochter sollte nicht schon mit achtzehn Jahren der Politik geopfert werden, meinte sie. Nun, das Opfer, einen schönen, lebenswerthen reichen Prinzen zu heirathen, schien mir gerade kein grausames zu sein!“

„Hat die Prinzess denn Lust zu der Heirat?“

„Ja, mein Lieber, da fragen Sie mich zu viel. Prinzess Frederike ist kaum achtzehn Jahre alt — ich glaube nicht, daß ihrem Herzen das Scheitern der Verbindung eine schwere Wunde schlug. Aber in Preußen hat unser Verhalten tief verstimmt. Man ist uns da überhaupt nicht mehr sehr gewogen. Seit einiger Zeit giebt es nichts als Reibereien und Ärger. Unsere Freundschaft mit Oesterreich verdrängt die Berliner Hof. Die Sache mit der Prinzess kränzte vollends und, wie ich zugeben muß, nicht ohne Grund.“

„Wenn die Prinzessinn den Prinzen nicht liebt, ist es jedenfalls besser so!“ entgegnete Rammingen hastig.

„Ach, Liebe — Liebe! Unfimm! Bei Prinzessinnenheirathen kann man nicht nach Gefühlen, sondern nach politischen Vortheilen gehen. Aber wir sind eben immer unglückselig — blind! Diese politischen Schnitzwerk werden noch einmal unter Verderben. Das letzte Mal hat ihn unser allmächtiger Minister der Graf Hallermund, eingebrodt. Dabei sind wir unserer ganzen geographisch — politischen Lage nach hauptsächlich auf Preußen angewiesen. Der Secretär des Königs, Herr v. Medem, und der alte Minister v. Borries sind ganz meiner Ansicht, aber wir predigen tauben Ohren und versuchen vergebens, die Verblendeten zu erleuchten.“

Rammingen folgte nur noch sehr zerstreut den politischen Auslassungen seines Vorgesetzten. Seine Augen schweiften immer wieder nach dem Park, in dem die vier reizenden Mädchengestalten, bald langsamer dahinwandelnd, bald in lustigem Jugendübermuth sich jagend, durch die kurzgeschneittenen Taxusheden am Schloß vorbeigalotten.

Der Oberstallmeister bemerkte seine Zerstretheit.

„Sie werden die Prinzessinnen und die hübsche Gräfin Waldstein bei der Tafel und sonst noch oft genug zu sehen bekommen!“ sagte er spöttisch. „Ueber Rammingens Stirn lief eine leise Rötze. Er zog seinen blonden Schnurrbart durch die Finger und trat von dem verführerischen Fenster

fort mehr in das Innere des Zimmers. Würden Excellenz die Güte haben, mich den anderen Herren vorzustellen?“ bat er mit beherrschter Stimme. „Seine Majestät hat mein Kommen kurz vor der Tafel befohlen. Den übrigen Mitgliedern des königlichen Hauses soll ich gleichfalls erst vor Tisch präsentirt werden.“

„Ja, hier in Herrenhausen herrscht keine so strenge Etikette. Das Familienleben unseres königlichen Hauses ist ein wundervolles — ich möchte fast sagen, ein allzu harmonisches.“

„Kann das überhaupt sein?“

„Gewiß. Der Einfluß der Königin und Familienrücksichten bestimmen den König allzu häufig in seinen Entschlüssen.“

„Das ist doch sehr begreiflich!“

„Bei einem Privatmann — ja, bei einem Könige aber ist's oft sehr bedauerlich. Und dabei hat Niemand ein lebhafteres Gefühl für seine Königswürde wie unser allergnädigster Herr, Seine Majestät Georg V. von Hannover.“

„Ich sollte denken, das betrüge sich sehr wohl miteinander.“

Der Oberstallmeister zuckte die Achseln. „Vielleicht im allgemeinen, aber hier führte es bereits häufig zu Mißlichkeiten, auch ist hauptsächlich daran, wie ich bereits erwähnte, die in jeder Beziehung wünschenswerthe Heirat der Prinzessin Frederike gescheitert. — Nun aber kommen Sie, Excellenz Hallermund und Herr v. Medem finden wir um diese Stunde am sichersten, ebenso den Minister, meinen alten Freund v. Borries. In dem werden Sie ein Original kennen lernen, wie ein solches nur an einem so abgeschlossenen Hofe zu geheißen pflegt, wie es unserer ist.“

Der junge Offizier folgte seinem Führer durch die langen, in der allmählich eintretenden Dämmerung etwas nüchtern und kalt aussehenden Gänge des weitläufigen Schlosses Herrenhausen. Ihre Tritte blieben auf den beiden roten Lauffurnen unhörbar, nur manchmal stieß der Säbel des jungen Offiziers mit leichtem Klirren gegen eine Ecke, wenn sie in einen Nebengang einbogen.

Ein Laft öffnete weit die weißgoldenen Flügelthüren, die zu dem Arbeitszimmer des Grafen Hallermund führten, und ließ die Herren eintreten.

Nur der große offene Diplomaten-schreibtisch, der quer vor dem breiten Fenster stand, verriet die eigentliche Bestimmung dieses Zimmers, das im übrigen vollkommen im Geschmack des achtzehnten Jahrhunderts gehalten war, mit bariol veränderten Möbeln, kostbaren Gobelins, zierlichen Secretarfen und Tellern an den Wänden.

Graf Hallermund, in seiner äußeren Erscheinung ein Muster vollendeter Eleganz, mit sorgfältig frisiertem schwarzen Haar und wohlgepflegtem Bart, in jeder Miene und Bewegung ein Mann der großen Welt, kam dem jungen Offizier mit gewinnendem Lächeln entgegen. Den Oberstallmeister v. Heubner begrüßte er kühl.

Herr v. Medem, der ebenfalls anwendende Secretär des Königs, ein kleiner magerer Herr mit glattrasierten, unbedeutendem Gesicht und klugen, scharf beobachtenden Augen, schüttelte beiden Herren nur stumm die Hand. Er befehligte sich nur hin und wieder durch eine hingeworfene Bemerkung an der vorläufig ausschließlich im Fahrwasser höflicher Allerweltsphrasen dahingleitenden Unterhaltung.

„Majestät hat mir allergnädigst erlaubt, mein Arbeitszimmer in Herrenhausen mit meinen eigenen Möbeln nach meinem Geschmack einzurichten,“ sagte Graf Hallermund, der die erstaunt über all die zierlichen Birninen und sonstigen Kostbarkeiten hingelenden Blicke Rammingens bemerkte. „Mein Haus in Hannover, das Ihnen übrigens selbstredend offen steht, lieber Herr v. Rammingen, ist ganz in diesem Stil eingerichtet, und ich bin pedantisch genug, nur in vertrauter Umgebung ordentlich arbeiten zu können. Die vielen Fahrten von Hannover nach Herrenhausen kosteten aber zu viele Zeit; deshalb habe ich mich hier dieses Zimmers eingerichtet. — Darf ich den Herren eine Zigarre anbieten?“

„Danke sehr, Herr Graf.“

„Graf Hallermund kann nur in Räumen arbeiten, die in französischem Geschmack eingerichtet sind,“ bemerkte Heubner spöttisch. „Er möchte gern die Rolle eines Richelieu spielen, vergißt aber dabei, daß König Georg V. nicht Ludwig XIII. von Frankreich ist.“

„Cardinal Richelieu in einem Rokokozimmer!“ Graf Hallermund lachte hell auf. „Lieber Heubner, der Rokoko ist, beiläufig gesagt, erst etwa hundert Jahre später auf! Nun, von einem Reitersmann wie Sie, lieber Heubner, kann man nicht auch noch Gelehrsamkeit verlangen.“

„Auch keinen Geschmack an dünnbeinigen Stühlen und lauter Arimsstrams an allen Ecken und Wänden! Nicht einen Sessel gibt es hier, auf dem man sicher sitzen kann!“ stieß der Oberstallmeister ärgerlich hervor.

„Sollte das an meinen Stühlen liegen, lieber Heubner? Oder kommt Ihnen vielleicht der Boden im Schloß madelig vor?“ fragte der Graf mit unschuldiger Miene. — „Aber ich halte die Herren auf!“ fuhr er dann lebhaft zu den übrigen Herren im Zimmer gemeindet fort. „Tausend Dank für den freundlichen Besuch, den ich bald erwidern

werde. — Bei Borries sind die Stühle solider, besser Herr Oberstallmeister, aber man sagt, auch dort sei es nicht mehr ganz geheuer mit dem festen Sigen!“

Graf Hallermund zündete mit heiterem Aussehen seine Zigarre wieder an. Medem hielt ihm mit unbeweglichem Ausdruck dazu das Licht hin, während der Oberstallmeister mit rothem Gesicht zuerst das Zimmer verließ.

„Da haben Sie ein Pröbchen!“ sagte er draußen mit heiterer Stimme zu dem ihm auf dem Fuße folgenden jungen Offizier. „Der Boden soll unter mir und Borries schwanken! Ich weiß wohl, wer hier allein regieren möchte. Aber noch ist nicht aller Tage Abend. — Rechts jezt — bitte! Klopfen Sie ruhig an. Einen Silberstrogenen Lakaien finden Sie bei Borries nicht im Vorzimmer.“

Die Herren warteten einige Augenblicke, da aber niemand ihr Klopfen beantwortete, öffnete Excellenz Heubner selbst die Thür.

„Gleich komme ich!“ rief eine Stimme aus dem dunklen Nebenzimmer und — Rammingen hätte fast laut aufgelaht — unmittelbar darauf erschien in der That der Minister, Excellenz Borries, bis vor kurzem einer der einflussreichsten Männer im königlich hannoverschen Hofe in großen grauen Filzschuhen, den blauen, etwas abgeschabten Interimsrock mit schwarzem Sammtkragen offenbar eben erst überworfen, ein Köppchen auf dem ergrauten Kopf, einen gelben Messing-schiebeleuchter in der Hand. Diesen in ganz Hannover allbekannten Leuchter stellte er auf den Tisch und begrüßte die Besucher ganz harmlos.

Rammingen verzog aber bald die ans Groteske streifende Form des Empfanges bei der geistvollen Unterhaltung des Ministers, der sich nach einigen kurzen freundlichen Worten sofort mit seinem alten Freund Heubner in ein Gespräch über die Angelegenheiten Hannover's vertiefte.

Durch seinen oft starren Eigensinn und Bureaucratismus hatte sich Borries die einflussreiche Partei des wilhelmschen Adels zum Feinde gemacht. Graf Hallermund arbeitete seit Jahren an dem Sturz des Ministers, der sich auch manchmal, trotz seines scharfen Verstandes dem gewandten Weisheit und Lebemann gegenüber eine Wöge gab. Dem durch seine Feindschaft so sehr zum Mißtrauen geneigten König redete Graf Hallermund beständig vor, wie der Minister Borries eine Alleinherrschaft anstrebte.

Der junge Offizier verfolgte zuerst das Gespräch der beiden alten Herren mit vielem Interesse, da jedoch die Stunde seiner Vorstellung beim König, der er mit begeistriger Spannung entgegenjah, bedeutlich näher rückte, unterbrach er endlich die Unterhaltung mit der Bitte, sich zurückziehen zu dürfen.

Heubner sah überrascht nach der Uhr. „Richtig — Sie müssen sich noch umziehen. Der Flügeladjutant Major v. Rohtrauch hat Dienst und stellt Sie vor. Gehen Sie sich nur nicht ab. Seine Majestät ist viel zu lebhaftem Geistes, um die Empfänge persönlich einzuhalten. Auch zur Tafel geht's nicht immer nach der Uhr. — Essen Sie heute mit, Borries?“

„Nein, ich fahre nach Hause. Bin nicht befohlen, und mit ist meine warme Denede daheim viel lieber wie die schönste Galatäfel.“

„Das glaub' ich Ihnen gern,“ bestätigte Heubner. „Ich fahre mit Ihnen, wurde auch nicht gewünscht. Meine Frau erwartet mich zudem bestimmt.“

Borries lächelte verschmüht. „Gott sei Lob, daß ich nicht wie Sie in der „Pantoffelgasse“ zu wohnen brauche! Mich erwoelte niemand zu Hause, als mein alter Diener und mein treuer Hund. Das ist der beste Umgang für unsereinen!“

„Sie alter, verrosteter Junggeselle, der Sie sind!“ schalt Heubner gutmüthig.

Rammingen athmete erlöst auf, als er endlich in seinem ihm angewiesenen Zimmer sich nach eine halbe Stunde von den auf ihn einfließenden Eindrücken erholen konnte. Er meinte schon heute, an diesem einen Nachmittage, im Schloß Herrenhausen mehr erlebt zu haben, als in all den Jahren seiner einformigen Existenz in der kleinen Kavalleriegarison. Familienleben hatte er im Regimentstempel nie gekannt, außer wenn ihn einmal hin und wieder ein Kamerad in den Ferien mit nach Hause nahm. Dies abgeschlossene Jugendleben hatte ihn früh zu einem ernsten, zurückhaltenden Manne gemacht, dessen heisse Empfindungen in unverbäugter Kraft sich bisher niemals offenbaren und ausleben konnten. Desto stärker stürmten sie in seinem Innern. Bei aller äußeren Ruhe und scheinbaren Kälte besaß er eine Fülle von Idealismus und Schwung. Dem blinden König, für dessen ritterlichen, hochherzigen Charakter jedes Herz in Hannover warm schlug, persönlich dienen zu dürfen, erschien ihm eine große persönliche Ehre. Er wollte seine ganze Kraft daran setzen.

Eine fast athembeklemmende Unruhe konnte er aber doch nicht völlig unterdrücken, als er, den Helm in der Hand, nach dem Empfangszimmer des Königs ging. Nur von Weitem hatte er bis jezt die hohe stattliche Gestalt seines Königs gesehen — nun hand er, nachdem Major v. Rohtrauch vorwiegend seinen Namen genannt, ihm direkt gegenüber.

König Georg hielt niemals, wie andere Blinde das häufig thun, den Kopf gesenkt; frei und groß, in seinen eigenen Räumen sich vollständig sicher bewegend, stand er da. Sein schöngeschnittenes Gesicht, mit dem milden, gütigen Ausdrud und den erschütternden Augen hatte etwas unbegreiflich Ergreifendes. Er hielt dem jungen Offizier die Hand hin, über die dieser sich tief niederbeugte.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen,“ sagte der König herzlich. „Man rühmte Sie mir, als den besten Reiter. Ich hoffe, Sie werden diese Kunst auch dem Kronprinzen, meinem Sohne, beibringen.“

Rammingen verbeugte sich auch nach der Seite hin, in welcher der junge Kronprinz, eine hochaufgeschossene Jünglingsgestalt mit einem weichen, guten, aber unschönen Gesicht, stand. Außerlichlich er seinem auffallend schönen Vater nur wenig.

Der König, der über ein wunderbares Gedächtniß verfügte, erinnerte sich genau der längst verstorbenen Eltern Rammingens, fragte theilnehmend nach ihrem frühen Tode und wußte durch seine Lebensmüdigkeit selbst dieser ersten Vorstellung jede Spur von Steifheit zu nehmen. „Lieber Rammingen,“ sagte er, „die Königin wird sich ebenfalls freuen, Sie zu sehen.“

In demselben Augenblick schob auch schon ein Kommerherr die Flügelthüren zurück. Rammingen sah durch eine Reihe glänzend erleuchteter, mit kostbaren Möbeln ausgestatteter Räume bis in den runden, im französischen Geschmack eingerichteten Salon der Königin, in dem diese mit ihren Töchtern, Säßen und Hofdamen saß.

Der König, dem die Königin rasch entgegenkam, stellte ihr selber den jungen Offizier vor. Sie begrüßte Rammingen ebenfalls sehr liebenswürdig, wenn auch etwas gemessener als der König, da sie nie eine leichte Befangenheit im Verkehr, besonders beim ersten Sehen, verlor.

(Fortsetzung folgt.)

Sürstin Laja.

Roman von Erich Gehenlein.

(14. Fortsetzung und Schluß.)

„Ich will Leute holen“, sagte sie, trieb ihr Pferd dicht an Rainer heran, beugte sich zu ihm nieder und drückte seinen Kopf einen Moment innig an ihre Brust. Es war, als wollte sie ihm damit sagen: „Ich gehe, aber meine Seele bleibt bei dir und trauert mit dir — verzag das nicht!“

Dann wusch sie einen stehenden Blick auf Lambach und ritt fort.

Die beiden Männer sahen sich stumm an, und es war etwas in Rainers traurigen, ehrlichen Augen, das den Fürsten unwillkürlich misder werden ließ.

„Ich möchte wissen, was gestern Abend zwischen dir und — der Todten dort vorgefallen ist?“ sagte er endlich gebäpft. „Du wirkst mich nicht belügen an ihrer Leiche.“

„Ich hätte dir auch sonst die Wahrheit nicht verschwiegen, wenn sie noch lebte“, antwortete Rainer ruhig. „So weit mich die Rücksicht auf sie nicht am Sprechen hindert hätte. Nun magst du alles wissen.“

Und er erzählte Lambach alles, was zwischen ihm und Laja vorgefallen war vom Tage seiner Rückkehr von seinen Reisen an bis gestern, wo er ein Ende gemacht hatte. Er war dabei bemüht, die Fürstin so viel als möglich zu schonen, und machte sich selbst zum Schluß die bittersten Vorwürfe, daß er vielleicht zu hart mit ihr verfahren sei.

„Und nun mache mit mir, was du willst, Lambach — ich bin zu jeder Sünde bereit!“ schloß er.

Der Fürst hatte schweigend zugehört und erwiderte auch auf Rainers letzte Worte nichts. Er hatte sich neuer der Leiche niedergelassen und blickte unermüdet in das taum veränderte Gesicht der Todten.

Selbstame Gedanken kreuzten sich in seinem Kopf. Durfte er richten? Trag er nicht auch Schuld, daß alles so gekommen war? Vielleicht mehr als die beiden, welche er hatte richten wollen? Er hatte die Lade dort an sich gelehrt und sich dann nicht weiter um sie bekümmert. Durfte er sich wundern, daß sie von der Seite des Mannes, der sie allein lieb und nie auch nur verflucht hatte, sie zu verstehen, hinweg

strebte, bei einem anderen suchte, noch nach am Ende jedes Menschenherz Verlangen trägt: Liebe und Verständniß?

Was sie beide zusammenhielt, war ja nie eine rechte Ehe gewesen. Es bammerte Lambach allmählich auf, daß die Ehe im Grunde etwas Heiliges, vielleicht das Beste, Schönste im Leben sei, und daß er selbst sich graufam an ihr veründigt hatte, indem er gedankenlos hineinging, ohne zu prüfen, ob Laja auch die Frau war, die er brauchte.

Erst in Sphoia hatte er verstanden gelernt, wieviel Ege eine Frau für das Heim bedeuten kann. Wie unerläßlich ein warmes Pflichtgefühl gerade für die Ehe sind. Daran hätte er denken sollen, als er seinem Hause eine Herrin gab. Und dann hätte er nicht fortgehen sollen, sondern seinem Weibe Stütze und liebevoller Gefährte sein müssen. Dann wäre vielleicht alles anders gekommen.

Er wandte sich um und reichte Rainer plötzlich die Hand. In seinen Augen schimmerte es feucht. „Ich habe kein Recht, Sühne von dir zu verlangen“, sagte er leise. „Daß dieses unruhige Herz dort aufgehört hat zu schlagen, daran bin ich so schuldig wie du. Wir wollen beide versuchen, darüber hinweg zu kommen.“

Als Sphoia eine Viertelstunde später mit Leuten zurückkam, fand sie die beiden Männer Hand in Hand schweigend neben der Leiche Lajas. Bei diesem Anblick atmete sie unwillkürlich auf wie von einer schweren Last befreit.

Man brachte die Leiche nach Bärenegg. Still und verlassen, als wäre nicht das mindeste geschehen, lag die kleine Lichtung im Morgensonnenschein.

Lambach reiste gleich nach dem Begräbniß der Fürstin ab. Er wollte Bärenegg nie wieder betreten und ließ es zum Verkauf ausschreiben. In seinem Wiener Palais wollte er sich künftig ein Abteilgequartier einrichten, wenn er gelegentlich das Bedürfniß hatte, von seinen Reisen auszurufen.

Walter, welcher noch über die Leichenfeierlichkeiten geblieben war, reiste mit ihm. Es dränote ihn zurück nach Dollnau, wo er sich sein Glück sichern wollte.

Rainer hatte schwere Tage durchgemacht. Er konnte den Gedanken nicht los werden, daß er mißthulig an Lajas Ende war, und Sphoia bedurfte ihrer ganzen Liebe, um die Verzweiflung darüber von ihm fernzuballen. Als endlich alles vorüber, und Lambach mit Walter abgereist war, schmeigte sich Sphoia innig an Rainer und sagte bittend: „Wißt du mir etwas zuliebe thun, Geliebter?“

Er drückte sie heiß an sich in stiller Dankbarkeit. „Alles, mein guter Engel! — Wenn ich dich nicht gehabt hätte, in diesen Tagen — weiß Gott, ich wäre zu Grunde gegangen! Wie sollte ich nicht alles thun, um dir zu danken, daß du mich nicht verlassen hast?“

„Ich soll fortgehen von hier,“ murmelte sie leise. „Irdenwohin, wo es keine Erinnerungen giebt für dich, wo wir ganz allein sind. Ich meine, dann wird es mir leichter sein, die Schatten zu bannen, die jezt noch deine Stirn verbüffern.“

Er sah sie fragend an. Einen Augenblick ruhten ihre Augen tief ineinander, und gleich darauf padte sie beide derselbe Gedanke.

„Hörenhain?“ fragte er, und Sphoia nickte glücklich, daß er ihren heimlichen Wunsch so schnell errathen hatte.

„Ja — dorthin wollen wir! Wir beide ganz allein! Aus diesen düsternen Schatten der Vergangenheit heraus — zur Sonne!“

(Ende.)

Das chinesische Reich wird am 22. Januar 1865 Jahre alt. Auch hier trifft die bekannte Erfahrung zu, daß Alter nicht vor Torheiten schützt.

Dem Umstand, daß ein New Yorker Alderman einem Bildhauer als Modell diente, hat er es zu verdanken, daß sich eine reiche Erbin in ihn verliebte und ihm vom Fleck weg heiratete. Dieser Alderman hatte es also nicht zu bereuen, daß er ausgehauen wurde.

Der junge Mann, der Gelegenheiten verläumt, ist wie ein Parbenü, der seine Zigarre mit einem Hundertmarktschein anzündet.

Wischerstanden.



Mutter: „Ich würde Ihnen meinen Jungen ja ganz gern in die Lehre geben, aber er hört leider so schlecht.“
Weister: „Das macht ja nichts, wenn die Ohren nur sonst gesund sind.“